

# DER DOM



# 75 Jahre Wiederaufbau

*1948 – der Dom kann wieder genutzt werden!*

Von Franz Zehetner

**W**ie zerbrechlich der Frieden und wie verletzlich Menschen und auch unsere Kulturgüter sein können, haben wir in den letzten Jahren wieder schmerzlich erlebt.

Die Auswirkungen von Krieg und die Anstrengungen, die für den Wiederaufbau erbracht werden müssen, sind aber nur schwer vorstellbar. Auch St. Stephan war von Krieg und Brand so schwer beschädigt worden, dass es Jahrzehnte dauerte, bis zumindest der Großteil der Schäden wieder behoben werden konnte. In den späten 1960er Jahren arbeitete man noch an der Barbarakapelle und am südlichen Heidenturm, betrachtete aber – nach 20 Jahren – den Wiederaufbau

als abgeschlossen. Dennoch sind kleinere Schäden, die auf Krieg und Brand zurückzuführen sind, auch heute noch erkennbar.

Man wollte den Dom so schnell wie möglich wieder aufbauen, um ihn so schnell wie möglich wieder nutzen können. Als provisorische Bischofskirche wurde die Kirche am Hof genutzt, der Dom selbst war ja Baustelle und man wollte Provisorien neben den Bauarbeiten so weit wie möglich vermeiden.

Erstaunlich ist, wie schnell und entschlossen man die wesentlichen Entscheidungen für den Wiederaufbau traf: Es gab zwar kurzfristige Diskussionen, ob man den Dom überhaupt wiederaufbauen sollte, oder als

Mahnmal gegen den Krieg als Ruine belassen sollte, was aber sehr schnell verworfen wurde.

Schon in den ersten Wochen wurden die obersten Prioritäten festgelegt:

- Zuerst musste der Schutt beseitigt werden. Damit konnte schon am 23. April 1945 begonnen werden. Im Dom fielen ca. 5.000 m<sup>3</sup> davon an. Nachdem die Transportkapazitäten fehlten, wurden die Trümmer nördlich des Chores zwischengelagert, ein Berg von 30×30 m Grundfläche und über 5 m Höhe dominierte das Umfeld des Domes und konnte erst 1948 vollständig abtransportiert werden.

- Nach der Schutträumung sollte die Sicherheit des Gebäudes wieder gewährleistet werden: alle absturzfährenden Teile – wie die Ziegelmauern über dem Chor oder manche Gewölbeteile – mussten abgetragen werden, was aber für die Beteiligten oft mit höchster Gefahr verbunden war.

- Als nächstes mussten Teile, die statisch notwendig, aber in ihrer Tragfähigkeit eingeschränkt waren, verstärkt werden, und dann ein sicheres Schutzdach errichtet werden, um darunter die Gewölbe zu sanieren und den Dom wieder als Kirche nutzen zu können.

- Die Wiederherstellung der übrigen Teile hätte dann Zeit und sollte ohne Druck geschehen.

Die Lage war nicht einfach: Obwohl manche Rohstoffe, wie Beton, Stahl und Kupfer vorhanden waren, mangelte es vor allem an Holz, aber auch an Steinen und besonders an qualifizierten Arbeitskräften.

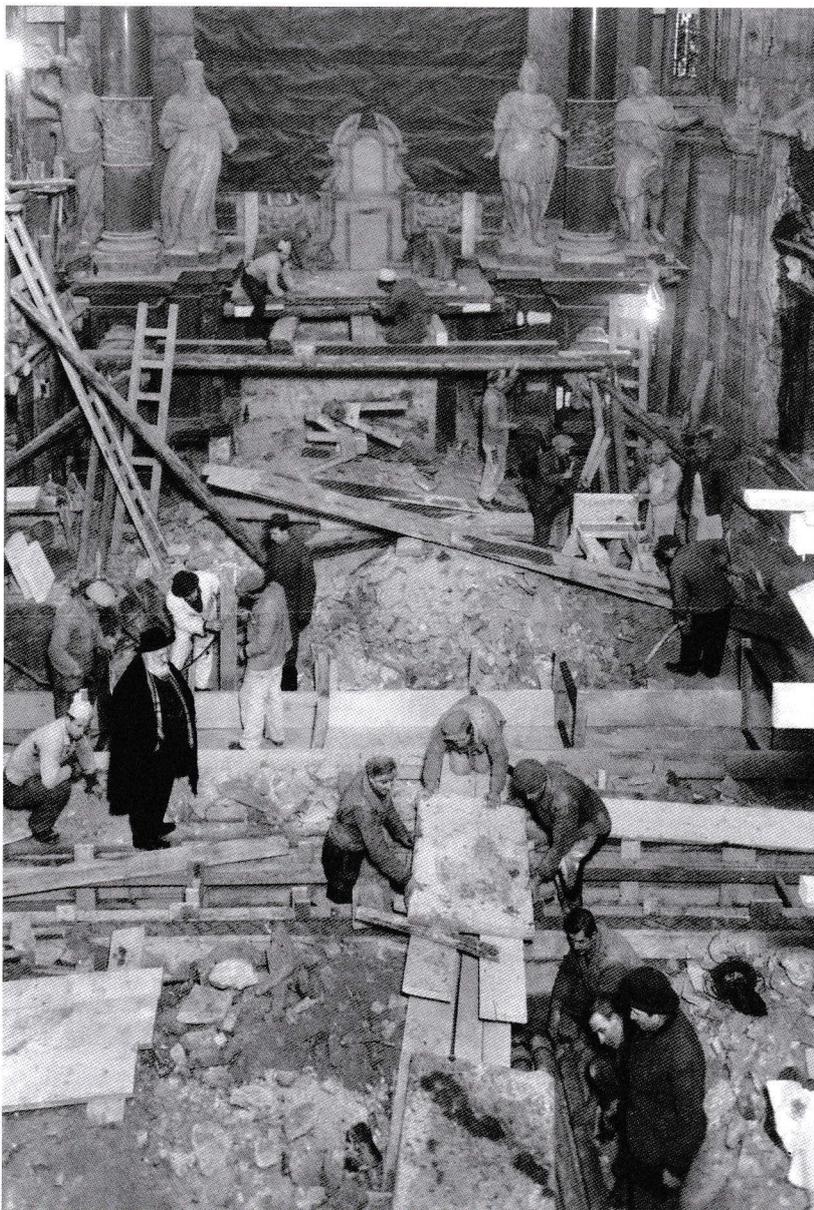
Holz wäre vor allem für die Wiederherstellung des Dachstuhles nötig gewesen, war aber in dieser Menge und Qualität überhaupt nicht zu bekommen. Das vorhandene Bauholz aber wurde für den Wohnbau gebraucht, sowohl um beschädigte Häuser wieder herzustellen, als auch für den Neubau als Ersatz von verlorenem Wohnraum.

Die neuesten Forschungen haben übrigens Zweifel an der traditionellen These, dass der alte Dachstuhl aus Lärchenholz bestanden haben soll, aufkommen lassen: Lärchenholz war im Wiener Raum auch für Dachstühle nicht üblich, und weder die mittelalterlichen Quellen noch die ältere Literatur weisen darauf hin. In den 1940er Jahren wurde erstmals in einem Bericht über die Brandschutz-Imprägnierung der Balken des Dachstuhles behauptet, dass es sich um einen Lärchenholz-Dachstuhl gehandelt habe und seither wurde diese Theorie weitergetragen. Alte Holzbalken von Nadelbäumen lassen sich nur schwer unterscheiden, und so kann es möglich sein, dass man die Holzarten verwechselt hat. Mit Sicherheit klären können wir diese Frage jedoch nicht mehr, da der Dachstuhl leider nicht mehr vorhanden ist.



Das Langhaus als Werkstatt.

Räumen des Altarraumes von Trümmern und Schutt.





Schlosserwerkstatt in der provisorischen Dombauhütte an der Nordseite des Domes.

Die durch die Hitze zerborstenen Steine hatten nicht nur ihre Oberfläche verloren, sondern auch im Inneren ihre Festigkeit, da die Hitze das Kalkgestein auch chemisch verändert. Viele Steine konnten daher nicht mehr weiter verwendet werden und man musste sie ersetzen. Zwar gab es noch einige Steinblöcke in der Dombauhütte, aber die reichten bei weitem nicht aus. Im Steinbruch von St. Margarethen gab es zwar ausreichendes Steinmaterial für den Dom, aber angesichts des Mangels an Lastwagen war es sehr schwierig – und am Anfang des Wiederaufbaues unmöglich – sie nach Wien zu transportieren. Andererseits gab es in Wien große Mengen an Kalksteinen von Bauten der Gründerzeit, die durch den Krieg zu Ruinen geworden waren. Der Bestand wurde gesichtet und Gebäude, die als irreparabel befunden wurden, zur Nutzung der Baumaterialien für den Wiederaufbau anderer Bauten freigegeben, darunter auch der Stephansdom. 150 m<sup>3</sup> Steine konnten so wieder verwendet werden und damit konnte man die Engpässe der ersten Monate und Jahre einigermaßen überbrücken, ab 1947 standen wieder neue Steine zur Verfügung. Der Großteil der 450 m<sup>3</sup>, die noch benötigt wurden, kamen aus St. Margarethen und Aflenz in der Südsteiermark. Dieser Steinbruch, der auch schon von den Römern genutzt wurde, ist eigentlich ein Bergwerk, da die Steine unterirdisch gewonnen werden. Sie sind daher noch weniger von

Verwitterung betroffen und wurden für die statisch besonders belasteten Gewölbe-Rippen verwendet.

Der Mangel an Material konnte durch kreative Lösungen einigermaßen gelöst werden, der Mangel an Fachkräften verringerte sich dagegen nur langsam, da der Bedarf – nicht nur für den Dom – riesengroß war.

#### Rückschläge

**D**ie Inneneinrichtung war teilweise ausgelagert worden, etwa die mittelalterlichen Fenster, die Grabfiguren von Rudolf dem Stifter und Katharina von Böhmen, das Riesentor, die Kanzel und das Friedrichsgrab suchte man durch Ziegelbauten vor eventuellen Splittern zu schützen, vor kleinere Teile hatte man Sandsäcke gepackt. Das Altarbild von Nepomuk verlor durch die Hitze und die Bewitterung nach dem Einsturz des Gewölbes, als es gewissermaßen im Freien stand, seine Farbe und musste durch das Ölbild von Kremser Schmidt ersetzt werden.

Besonders schlimm erging es dem Friedrichsgrab: Der westliche Teil des Chorgewölbes war während des Brandes abgestürzt und hatte den Schutzbau so schwer beschädigt, dass auch das Grab Schäden davontrug. Der Hauptteil des Gewölbes über dem Grabmal war aber noch vorhanden. Da aber der Schlussstein fehlte, konnte es nicht erhalten werden und war in höchster Gefahr, abzustürzen, was schließlich auch – noch bevor man das Gewölbe abbauen konnte – am 15. November



Der Dom während der Bauarbeiten: im Vordergrund rechts der Bauhof.

1945 geschah. Diesmal wurde das Friedrichsgrab so schwer getroffen, dass über 300 Stücke vom Grab abbrachen. In akribischer Suche konnten fast alle Teile geborgen und wieder angebracht werden und so das Friedrichsgrab wieder hergestellt werden. Nicht alle Schäden, die dieses bedeutende Kunstwerk des Spätmittelalters aufweist, stammen aber von 1945, denn durch frühere Kriege und sorglosen Umgang im Alltag hat dieses besonders feine und zerbrechliche Kunstwerk über die Jahrhunderte schon kleinere Blessuren erlitten.

Im Oktober und November 1945 konnten endlich die Reste der beiden Dachstuhlmauern über den Chorgewölben abgetragen werden: Der Einsturz der südlichen war der Hauptgrund für die Schäden im Inneren des Domes gewesen, die noch stehende nördliche schwankte – ohne die Abstützung durch den Dachstuhl – im Wind mehr als einen halben Meter und war so eine permanente Gefahr für die restlichen Gewölbe und die Arbeiter am Dom. Die Abtragung in fast 40 m Höhe war eine gefährliche Aufgabe, die aber Gott sei Dank ohne schwere Unfälle gemeistert werden konnte.

### Zeichen der Hoffnung

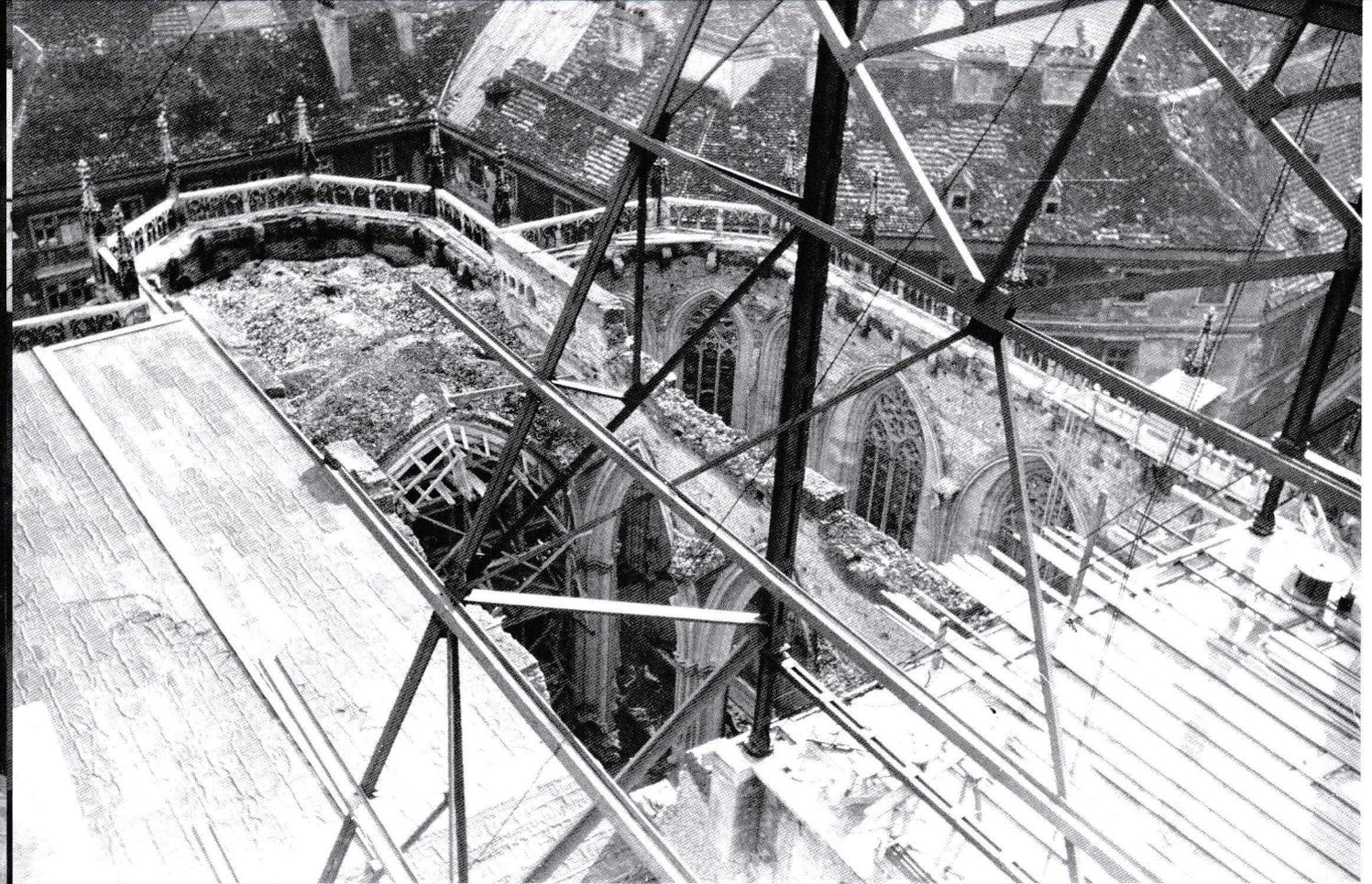
In den ersten Monaten, als fast alle Mittel für den Wiederaufbau fehlten, gab es aber auch viele Zeichen der Hoffnung:

Die wichtigste Stütze war die Beteiligung der Bevölkerung, die schon in den ersten Monaten durch ihre Entschlossenheit und durch ihre Spenden den Wiederaufbau ermöglichte. Neben den Spendenaktionen gab es Briefmarken zugunsten des Wiederaufbaus und zwei Lotterien. Die erste wurde noch im Sommer 1945 aufgelegt, und dementsprechend sind die Geldbeträge alle noch in deutschen Reichsmark angegeben – der österreichische Schilling wurde erst wieder am 30. November 1945 eingeführt. Auch wenn man die Symbole der Kriegszeit so schnell wie möglich entfernen wollte, brauchte es seine Zeit, die Münzen zu prägen und Geldscheine zu drucken.

Die bekanntesten Sammelaktionen, wie die Stephansgroschen und die Dachziegel-Spendenkarten gab es erst in der zweiten Phase, um 1950.

Der Wiederaufbau bis 1948 wurde fast ausschließlich durch Spenden, ohne Steuer- und Kirchensteuerbeiträge finanziert. Der Betrag von 9 Millionen Schilling, der in den Rechnungen genannt wird, ist mit heutigen Werten nicht vergleichbar, man betonte aber zu Recht, dass man – verglichen mit anderen Bauleistungen der Zeit – sehr sparsam mit den Spendengeldern umgegangen ist.

Trotz der Anstrengungen waren die Gewölbe des Domes und – wo diese zerstört waren – sein Inneres noch immer ungeschützt. Glücklicherweise war der Herbst 1945 trocken und der Winter schneearm, so



Blick von der schon fertiggestellten Decke im Langhaus auf den beschädigten Chor.

dass sich die Feuchteschäden an Gewölben, Mauern und der Einrichtung in Grenzen hielten.

Bemerkenswert war der nördliche Heidenturm: Man hatte es noch vor dem großen Brand geschafft,

seine Fenster zu vermauern deshalb erlitt er als einziger nur geringe Brandschäden, und hatte seinen mittelalterlichen Glockenstuhl mit den historischen, meist barocken Glocken behalten. Diese läuteten – auch wenn im Dom keine Gottesdienste gefeiert werden konnten – am Nachmittag des 24. Dezembers 1945 erstmals wieder, und gaben so auch für den Wiederaufbau des Domes ein Zeichen der Hoffnung.

## Herzliches Vergelt's Gott ...

... für ihre treue Unterstützung auch in diesen schwierigen Zeiten!

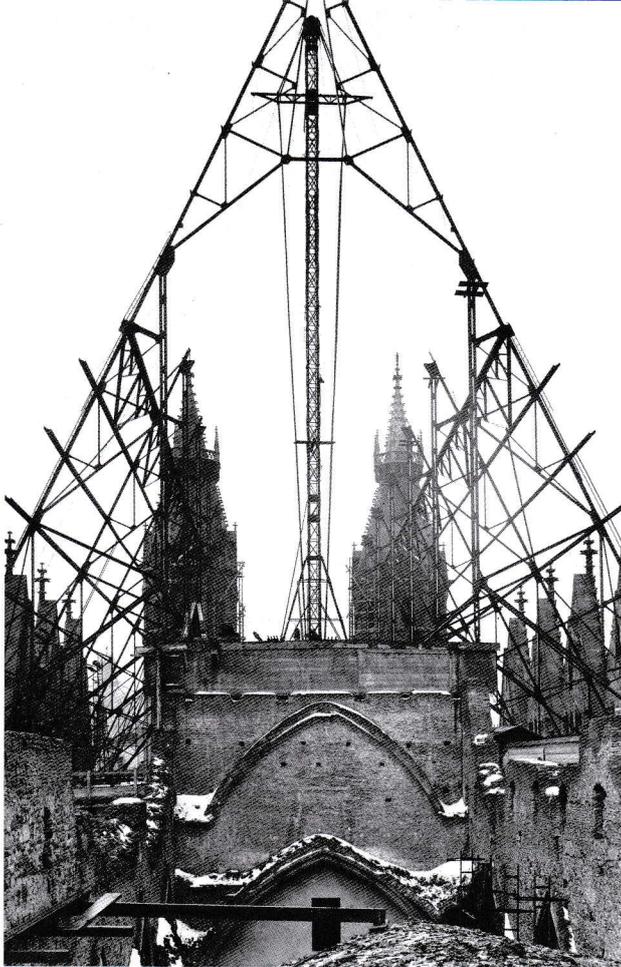
Mit Ihren Spenden helfen Sie uns, unseren Dom zu erhalten und das in der ganzen Welt bekannte Wahrzeichen Wiens für die nächsten Generationen erstrahlen zu lassen.

Spenden Sie bitte auf unser PSK-Konto  
IBAN: AT98 6000 0000 0794 4530  
BIC: BAWAATWW.

**Um die steuerliche Absetzbarkeit zu nutzen** fordern Sie bitte die ausschließlich dafür vorgesehenen Zahlungsanweisungsformulare beim Wiener Domerhaltungsverein an:  
Tel.: 01/51552-3553, Fax: 01/51552-3717 oder  
E-Mail: domerhaltungsverein@dombauwien.at  
**Herzlichen Dank!**

### Dachfrage

**N**achdem die Umfassungsmauern im Wesentlichen erhalten waren, war die wichtigste Bauaufgabe, die als Schutz für den Bau oberste Priorität hatte, das Dach: Hier waren die Vorschläge, das Dach flach (entsprechend dem Mailänder Dom) oder zumindest niedriger (Vorschlag von Clemens Holzmeister, um auch den Nordturm besser zur Geltung zu bringen) schnell verworfen worden, man entschied sich noch im Mai 1945 für die Wiederherstellung der alten Formen. Für die technische Ausführung wurden mehrere Möglichkeiten diskutiert: Eine Stahlbetondecke sollte die Gewölbe schützen, und in der ersten Variante sollte auch die eigentliche Dachkonstruktion aus Beton errichtet werden, da man eine besonders feuerfeste Konstruktion wählen wollte. Die Angst vor dem Feuer stammte nicht nur aus den Erfahrungen der Brände während des Krieges, man dachte auch an die Rotunde, die 1873 als Hauptgebäude für die Wiener



Aufbau des neuen Stahldachstuhles über dem Langhaus.



Erneuerung der Maßwerke der Langhausfenster.

Weltausstellung in einer Stahl-Glaskonstruktion errichtet worden war und 1937 abbrannte. Die Vertreter dieser Variante des Wiederaufbaues meinten, das höhere Gewicht der Betonkonstruktion verschmerzen zu können. Man entschied sich dennoch anders: Schließlich wollte man die Pfeiler, die beim Brand substantiell gelitten hatten, nicht noch zusätzlich belasten, sondern man wollte das Gewicht des gesamten Daches auf den Wert der Vorkriegskonstruktion beschränken.

So entschied man sich für eine Stahlkonstruktion. Stahl hält zwar dem Feuer nicht so lange stand wie Beton oder auch Holz, brennt aber selbst nicht, das heißt, dass bei entsprechend geringer Brandlast die Feuergefahr sehr gering ist. Schließlich fehlte für den Betondachstuhl aber auch das Holz, das für die Schalungen erforderlich war. Man betonierte daher nur die Träger von den Außenwänden zu den Pfeilern, legte dazwischen fertige Ziegel-Beton-Deckenelemente, die keine Schalung brauchten, und errichtete darüber die Stahlkonstruktion. So sparte man Schalholz und Gewicht und konnte außerdem die Belastung durch die neue Konstruktion in der Größenordnung des mittelalterlichen Dachstuhles halten.

Auch hier traf man die Entscheidungen überlegt, aber sehr schnell. Schon am 8. Juni, also nicht einmal zwei Monate nach dem Brand, beauftragte man den neuen Dachstuhl. Eine wichtige Voraussetzung für die Dachkonstruktion war aber nicht so einfach

herzustellen: denn die Pfeiler des Chores waren an der Außenseite abgeplatzt, notdürftig mit Stützgerüsten gesichert, aber noch nicht endgültig wieder belastbar. Zumindest das Langhaus, das nur geringfügig beschädigt war, konnte schon 1946 durch die Stahlbetondecke geschützt werden.

#### Arbeiten am Langhaus

**D**as Langhaus war zwar glimpflicher davongekommen, aber nicht unbeschädigt: Im Südschiff war eine Bombe eingeschlagen, die Fenster waren beschädigt und an der Nordseite hatten die Flammen aus der Dombauhütte durch die zerborstenen Fenster hindurch auch die Wände und Altarbilder beschädigt.

Die Gewölbe des Langhauses, die insgesamt ca. 3.000 m<sup>2</sup> Fläche haben, mussten geprüft und saniert werden, ebenso wie die Rippen, die kontrolliert und gefestigt werden mussten. Die Dimensionen sind immer wieder beeindruckend. Die Rippen des Langhauses sind zusammen 4.358 m lang. Das entspricht ungefähr der Länge der Ringstraße.

Ein besonderes Feld der Restaurierung war der Boden: über mittelalterlichem Estrich und Ziegelpflaster der Vorgängerbauten war im 15. Jahrhundert das Langhaus mit roten und weißen Marmorplatten ausgestattet worden. Das Pflaster war schon vor dem Krieg sehr uneben gewesen und wies angeblich schon in den



Archäologische Grabungen im Langhaus. Im Hintergrund die Trennwand zum Chor.  
Verlegen des neuen Fußbodens im Langhaus.





Arbeiten an den Rippen des Langhaus-Gewölbes.

1930er Jahren bis zu 10 cm tiefe Löcher auf, die mit einem Holzboden teilweise verdeckt worden waren. Die herabstürzenden Teile hatten ihr Übriges getan, sodass man sich entschloss, das Pflaster mit roten Adneter und hellen Untersberger Platten zu erneuern. Der Boden – der wegen der fehlenden Wölbung und wegen der Säulen, Altäre und anderer Einbauten eine geringere Fläche aufweist als Gewölbe und Decke – besteht aus ca. 8.000 Platten und bedeckt 1.250 m<sup>2</sup>. Man nutzte die Arbeiten, um Leitungen für Strom und Lautsprecher einzubauen, und man untersuchte den Boden archäologisch, wobei man auch die Fundamente der romanischen Stephanskirche teilweise freilegen und untersuchen konnte.

#### Empore

**D**ie Empore wies schwere Schäden auf, weil das Feuer durch das Westfenster und vom Dachboden über die Gewölbeöffnung auf die Orgel überggesprungen war und diese – aus feinen Holzteilen und mit Textilien für die Blasbälge gebaut – schnell Feuer gefangen hatte und verbrannt war. Durch die entstehende Hitze waren die Gewölbesteine teilweise geborsten, aber auch die Kapitelle des romanischen Westwerkes waren schwer beschädigt und bedurften

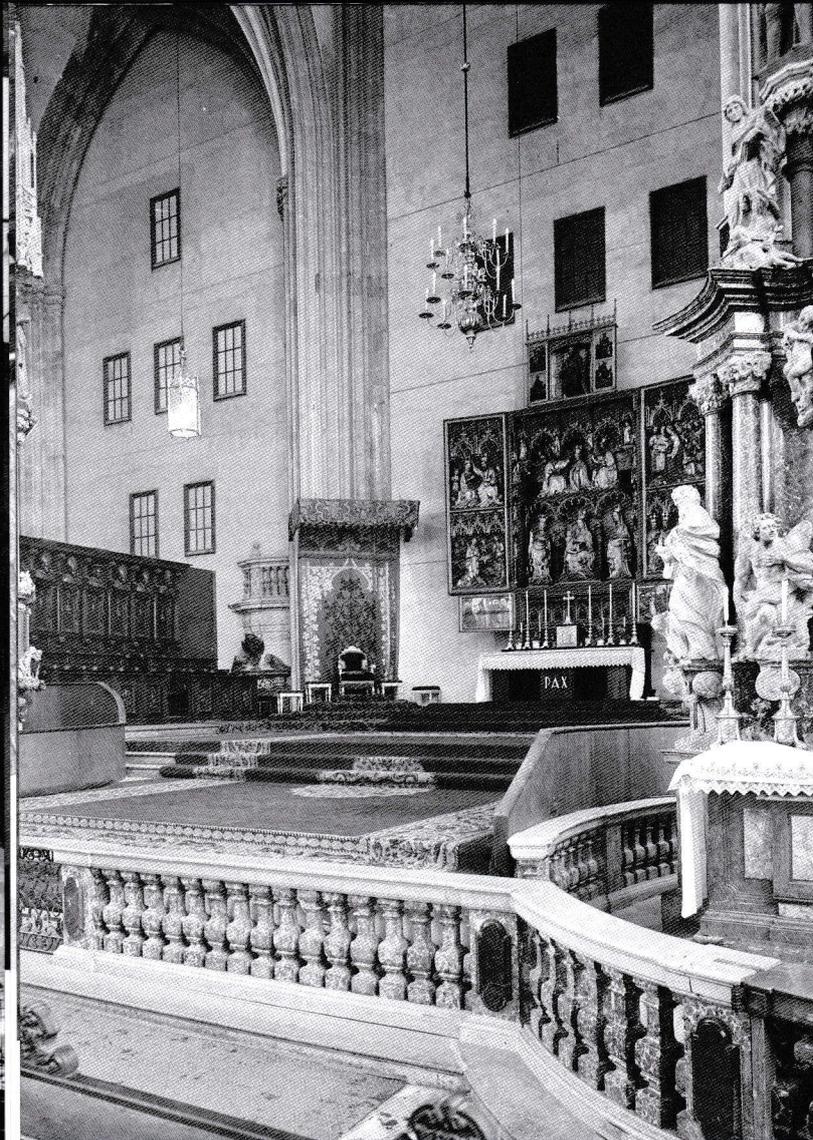
nicht nur bautechnischer Restaurierung, sondern auch anspruchsvollster bildhauerischer Wiederherstellung. Diese Arbeiten erforderten erheblich mehr Zeit als die übrigen Arbeiten am Langhaus. Um auch nach der Eröffnung noch an den Gewölben weiterarbeiten zu können, wurde vom Dach eine Plattform abgehängt und der Arbeitsbereich mit einer Holzwand abgetrennt. So konnte neben und unter der Baustelle schon für den Gottesdienst musiziert werden, sogar eine kleine Orgel wurde schon auf der Westempore aufgestellt.

#### Fenster

**E**ine weitere große Aufgabe im Langhaus war die Wiederherstellung der Fenster, deren feine Maßwerkstäbe beschädigt waren und teilweise erneuert werden mussten. Es mussten also nicht nur die Glasscheiben erneuert werden, die Steinmetze mussten auch die Fensterrahmen und -teilungen neu herstellen.

Ein bis heute erkennbares Problem war aber die Verglasung der Fenster.

Die – wenigen – erhaltenen mittelalterlichen Scheiben waren während des Krieges ausgebaut und in Sicherheit gebracht worden. Die Fenster aber, die den Kirchenraum dominiert hatten, waren die Scheiben des



Der Altarraum im verkürzten Dom.

19. Jahrhunderts<sup>1</sup> nach Kartons von Führich, Geyling und vielen anderen. Sie hatten in ihrer an das Mittelalter angelehnten Gestaltung den Raumeindruck beherrscht. Die Wirkung von gemalten Fensterscheiben auf den Raum ist entscheidend: denn es sind nicht Bilder, die an der Wand hängen und vom Licht des Raumes passiv beleuchtet werden, sondern es sind riesengroße Flächen, die das eindringende Tageslicht weitgehend verändern. Man wollte aber die historisierenden Scheiben nicht wieder herstellen, es hätte auch zu lange gedauert, Glasmalereien anzufertigen. Um die Fenster zu verschließen, wurden daher schon im Sommer 1945 Glasscheiben in verschiedenen Pastelltönen gekauft. Die kleinen Scheiben, mit den Maßen von 12 x 20 cm (so konnte man auch gebrochene Glastafeln verwenden) machen immerhin 685 m<sup>2</sup> Glas aus. Ursprünglich überlegte man auch farbloses, strukturiertes Glas (sogenanntes Cathedralglas), das aber nicht erhältlich war. Die verglichen mit der alten Verglasung stark gesteigerte Helligkeit war zwar beabsichtigt, stieß aber

<sup>1</sup> Zur Verglasung des 19. Jahrhunderts: Alicia Waldstein: „Ein verlorener Schatz“ in „Der Dom 2022, Heft 1“

auch damals schon auf Kritik, weil die Stimmung des Raumes als zu nüchtern angesehen wurde.

Wir haben uns an den hellen Dom mittlerweile gewöhnt, aber der Kontrast zwischen den hellen Fenstern und den Kunstwerken an den Wandpfeilern zwischen ihnen ist doch so stark, dass diese nur schwer erkannt werden können. Zumindest am Abend ist dieser Effekt aber natürlich geringer, und durch die neue, energiesparende Dombeleuchtung, sind diese Dunkelstellen mittlerweile doch wieder zu erkennen.

### Langhaus als Werkstatt

Nachdem die Fenster und über den Gewölben des Langhauses die Betondecke, das provisorische Dach, im Herbst 1946 schon geschlossen werden konnten, war das Langhaus geschützt und konnte verwendet werden. Zwar noch nicht als Gotteshaus, aber zumindest als Werkstatt, um die nötigen Teile für den Wiederaufbau des Chores herstellen zu können. Es blieben aber große Baustellenbereiche, die abgetrennt werden mussten: Schon im Herbst 1945 hatte man zwischen die östlichsten Langhauspfeile Fachwerkwände, die mit Holzwolle-Zement-Platten (Heraklith) beplankt waren, eingezogen. Sie trennten östlich der Turmhallen das Langhaus vom Chor, der schwere Schäden aufwies und noch immer keine Decke und kein Dach hatte.

Den Raumbedarf für den Wiederaufbau konnte das Langhaus aber nicht decken: so wurden auch außerhalb des Langhauses zwei Baracken aufgestellt, die von den Türmen bis zur Westfassade reichten und als provisorische Unterkünfte für die Dombauhütte und die Verwaltung des großen Projektes dienten.

Über dem Flachdach der Betondecke konnte man im Bereich des Langhauses schon mit dem Aufbau der Stahlkonstruktion des Dachstuhles beginnen, der – trotz Problemen bei der Lieferung der Stahlträger – schon 1948 fertiggestellt werden konnte und als filigranes Rahmenwerk in dieser Zeit eine bemerkenswerte Silhouette des Domes gegen den Himmel zeichnete.

### Anpassungen im Langhaus

Um im Langhaus Gottesdienst feiern zu können, musste nicht nur die Raumhülle geschlossen sein, es mussten auch die liturgischen Orte in geeigneter Form vorhanden sein, also vor allem Hauptaltar, Tabernakel, Lesepulte und Bischofssitz. Gott sei Dank waren die nötigen Elemente großteils noch vorhanden:

Das barocke Chorgestühl von 1647 aus der Hauptapsis des Chores hatte den Brand gut überstanden. Es wurde in das Langhaus versetzt, diente dem Kapitel als Chorgestühl und war damit auch – anders als im

beschädigten Chor – vor der Witterung geschützt. Der Wiener Neustädter Altar, seit dem 19. Jahrhundert an der Südwand des Chores beim Friedrichsgrab aufgestellt, war beim Brand teilweise ausgelagert gewesen, und war gut erhalten. Die großen Flügel und den Schrein hatte man zwar im Dom belassen, sie aber unter der Empore vor herabfallenden Teilen und dem Feuer ausreichend schützen können. Er diente jetzt an der Ostwand als provisorischer Hochaltar. An der Seite wurde der Sitz für den Erzbischof platziert, Tapisserien schmückten den Altarraum und die nüchternen Trennwände. Das Kommuniongitter hatte man aus Elementen aus der Kreuzkapelle und der Sakristei zusammengestellt.

Waren diese Änderungen auf die Übergangsphase beschränkt und wurden nach der Vollendung des Wiederaufbaues wieder an ihre ursprünglichen Positionen gebracht, blieben das Herz-Jesu-Bild und das Gnadenbild von Maria Pócs, die ursprünglich in den Apsiden des Chores gestanden waren, an ihren neuen Aufstellungsorten unter den Baldachinen im Westen.

#### Eröffnung 1948

**A**m Sonntag, dem 19. Dezember 1948 um 16.00 Uhr war es endlich soweit: 4.000 Gästen bot der verkleinerte Dom Platz, viel mehr Menschen standen am Stephansplatz und warteten auf Einlass. Für sie wurde die Zeremonie mittels Lautsprechern übertragen. Das Ereignis wurde aber auch im Rundfunk gesendet, nicht nur in Österreich, sondern auch in Europa, den USA und Kanada. Als Ehrengäste waren die höchsten Vertreter der Republik und der vier Besatzungsmächte anwesend.

Nicht nur die wichtigsten Personen, die den Wiederaufbau wesentlich vorantrieben, Domkurat Penall, Dombaumeister Holey, DI Koncki wurden erwähnt, auch an das einzige Todesopfer, das bei Sicherungsarbeiten am Langhaus ums Leben gekommen war, Reinhold Lorenz, wurde gedacht.

Nach der Einsetzung des Allerheiligsten und dem Segen war der Dom auch für die Allgemeinheit zu besichtigen. Eine Aktion ist sehr bemerkenswert: Man hatte nicht nur für den Wiederaufbau Spenden gesammelt, in dieser Zeit der Not und der schlechten Versorgung hatte man für Bedürftige auch Sachspenden gesammelt, die in den Wochen nach der Eröffnung im Dom ausgegeben wurden.

#### Schlussworte

**E**s erscheint uns heute fast wie ein Wunder, dass angesichts der Schwere der Schäden und der Umstände der Nachkriegszeit der Dom nach so kurzer Zeit wieder hergestellt und genutzt werden

Der Dom während der Eröffnungsfeier 1948.



konnte. Die Zielstrebigkeit der Entscheidungen, der Planungen und der Arbeiten ist nach wie vor bemerkenswert. Auch die Tatsache, dass man natürlich Provisorien einrichten musste, führte nicht dazu, die Arbeiten als Provisorium zu sehen. Alles was gemacht wurde, war auf Dauer ausgelegt, so wurde vermieden, unnötige Arbeiten zu erbringen. Man beließ die beschädigten Teile – soweit sie sicher und gesichert waren – lieber beschädigt, um sie zu gegebener Zeit sorgfältig wieder herstellen zu können, im vollen Bewusstsein, dass trotz der außergewöhnlichen Situation nach dem Krieg der Dom ohnehin immer betreut und renoviert werden muss, bis heute und auch noch in Zukunft. ❏

# In 30 Jahren einmal um den Dom

*Moderne Techniken der Steinrestaurierung*

Von Erich Pummer

**W**ir stehen kurz vor der Fertigstellung der Restaurierungsarbeiten am Südturm, es fehlen noch wenige Maßwerke und Quader an der Ostfassade und das südseitige Primtor im Außenbereich.

Ich blicke 25 Jahre zurück ins Jahr 1998, wo seitens des Dombaumeisters Arch. Wolfgang Zehetner der nördliche Abschnitt des Albertinischen Chores zur Restaurierung ausgeschrieben wurde. Man kann diesen Schritt durchaus als Pionierleistung bezeichnen, denn bis zu diesem Zeitpunkt war es fast ausschließlich der Dombauhütte St. Stephan vorbehalten, sich um die Instandhaltung und Pflege der Fassaden des Domes zu bemühen.

Ohne diese Leistungen, welche über Jahrzehnte in hochprofessioneller Weise von den Steinmetzen und Bildhauern erbracht wurden, wäre die Betrachtung des Domes in seiner heutigen Form nicht mehr möglich. Der überlieferten Tradition folgend, wurden systematisch besonders schwer geschädigte Steinblöcke, Fialen oder Kreuzrosen erneuert, und auch statisch kritische Bereiche durch den Einbau neuer Sandsteinquader saniert.

Doch zeigte es sich immer deutlicher, dass diese Tradition mit der zunehmenden Erosion der gesamten Gesteinsoberfläche, mit all ihren Facetten nicht mehr mithalten konnte. Die prinzipielle Entscheidung, mit einer vollflächigen Konservierung der Domfassaden zu beginnen wurde einvernehmlich von Wissenschaftlern, Denkmalpflegern und dem Domkapitel getroffen.

## Der Beginn der Zusammenarbeit

**D**er Zuschlag zur Restaurierung der Chorfassaden an mein Atelier, vor 25 Jahren bedeutete für mich eine große Herausforderung, aber auch eine schwerwiegende Verantwortung. Dieser erste Abschnitt sollte doch beispielgebend für alle weiteren Restaurierungsvorhaben am Dom bestehen können. Alle aktuell verfügbaren Erkenntnisse in Fragen der Steinreinigung, Festigung, Ergänzung und Verfügung der Quader mussten in das Konzept einfließen.

Eine der Hauptursachen für den dramatischen Steinzerfall, welche mit unterschiedlicher Wirkung auf die verschiedenen Steinvarietäten nachweisbar ist, ist die Oberflächenverdichtung durch chemische Um-



Wasserspeier am Westwerk:  
Vakuumkonservierung in situ.

wandlung des Kalkbindemittels, oder bzw. und die durch die Luftverschmutzung abgelagerten – schwarzen Krusten die im Wesentlichen aus Ruß, Gips, Quarz und sonstigen Rückständen aus Verkehr, Hausbrand und Industrie bestehen.

### Neue Techniken

**M**it chirurgischen Skalpellen, Mikrosandstrahl, Ultraschallresonanz, pneumatischen Mikro-meisseln und mit der revolutionierenden Nd.Yag.: Lasertechnik wird die originale Oberfläche wieder ans Tageslicht geholt und die, auch für den Stein lebensnotwendige Atmung somit wiederhergestellt.

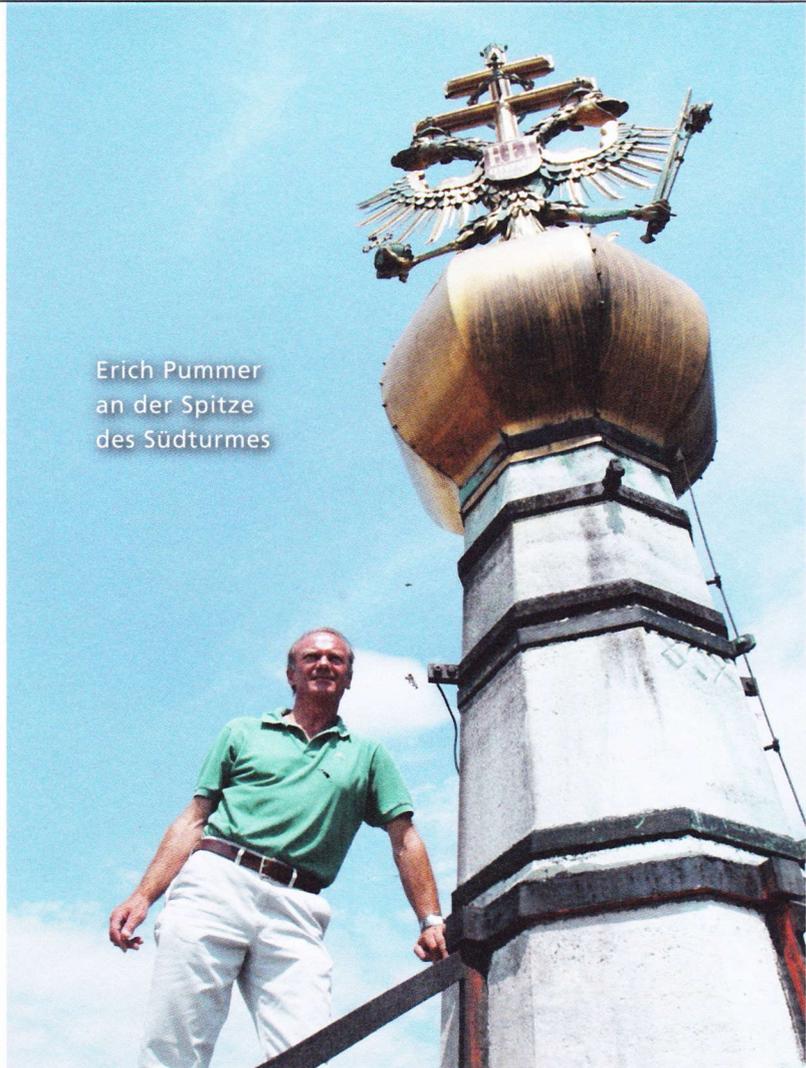
Die Entscheidung zum Einsatz der Lasertechnik wurde deshalb favorisiert, da in den zwei Jahren zuvor das Riesentor mit ebendieser Technik teilweise und sehr zufriedenstellend von schwarzen Krusten befreit werden konnte. Die von Fachleuten und vom Bundesdenkmalamt empfohlene Lasertechnologie, zur schonenden, berührungslosen Freilegung originaler Steinoberflächen sollte in Zukunft zur Standardqualität am Stephansdom bestimmt werden.

Da ich schon parallel zu den Arbeiten am Riesentor einschlägige Erfahrungen im Zuge der Restaurierung von Epitaphen an der Westfassade, darunter das Epitaph des Apothekers Augustin Holdt von 1509 erarbeiten konnte, erleichterte dies meine Entscheidung zugunsten Investition und Weiterentwicklung von Lasergeräten, die für einen langfristigen Einsatz geeignet sein mussten.

Die Konservierung und Restaurierung der Chorfassaden nahm letztendlich einen Zeitraum von acht Jahren (1997–2004) in Anspruch. Als „Spaziergang“ kann ich nachträglich beurteilt dieses Projekt wahrlich nicht ansehen. Waren es doch fast durchwegs unbekannte Herausforderungen im Umgang mit der noch neuen Lasertechnologie, besonders die Belastungen der sensiblen Geräte im Dauereinsatz, bei Wind und Wetter und zahllosen Manipulation auf den verwindelten Gerüstetagen.

Die italienische Herstellerfirma der Geräte in Mailand wurde in den ersten Monaten des Einsatzes zur fast wöchentlichen Destination mit meinem Lieferwagen, um die strapazierten Lasereinheiten zu warten, neu zu justieren und auch um Verbesserungen vorzunehmen, die sich im Verlauf der Arbeiten als unumgänglich erwiesen hatten.

Heute verfügen wir über einen eigenen Spezialisten, Ing. Daniel Dietrichstein in Wien, der sich intensiv mit Lasertechnik auseinandersetzt, und neben unseren Maschinen sich auch um jene in den Krankenhäusern und Kliniken in ganz Österreich und den angrenzenden Ländern kümmert. Ihm gebührt herzlicher Dank!



Erich Pummer  
an der Spitze  
des Südturmes

Parallel zum Albertinischen Chor wurden Arbeiten am Südturm „eingeläutet“, die auf Grund akuter statischer Mängel an einem nordwestlichen „Riesen“ in Angriff genommen werden mussten. Die Dombauhütte konnte diesen Eingriff mit spektakulärer Methodik erfolgreich umsetzen. Unser Einstieg in die Konservierungsarbeiten am Südturm war nach gewonnener Ausschreibung ein langer und beschwerlicher, jedoch höchst motivierender Abschnitt meiner Karriere am Dom zu St. Stephan.

In den gebirgsähnlichen Höhen dieses fantastischen Bauwerkes wurde unser Team mit besonderen, klimatischen Bedingungen konfrontiert. Wenn im Sommer die Touristen rund um den Dom leicht bekleidet in den Kaffeehäusern saßen, „kämpften“ unsere Restauratoren in über 100 m Höhe mit starkem, oft kaltem Wind, praller Sonne oder waagrecht einprasselndem Regen. Hier trennte sich Spreu vom Weizen und so manche Kollegin und mancher Kollege warfen das Handtuch und mussten von resistenteren Restauratoren ersetzt werden. Jedoch nicht nur die menschliche Komponente hatte einer hohen Beanspruchung standzuhalten, auch die zum Einsatz kommenden Restaurierungsmaterialien mussten auf die extremen Bedingungen eingestellt werden. Zu Beginn galt es auch einen Rückschlag einzustecken, da z. B. der am Chor

Das Westwerk  
von St. Stephan



rezeptierte und erfolgreich eingesetzte Fugenmörtel auf reiner Kalkbasis den klimatischen Bedingungen am Südturm nicht standhalten konnte. Einige Abschnitte, teilweise auch schon ausgerüstete Fassadenteile, mussten nochmals überarbeitet werden, und mit Hilfe von

Bergsteigertechnik wurden die Fugen mit neuer Rezeptur, auf Basis hydraulischer Kalke und organischer Zusätze dauerhaft saniert.

Die Westfassade samt den beiden Heidentürmen, bekannt als älteste Bauteile des Domes, stand in den

Jahren 2007 bis 2011 im Zentrum der Konservierungs-Aktivitäten. Besonders die große Vielfalt an verbauten Gesteinsvarianten aus unterschiedlichsten Brüchen in ganz Niederösterreich, bedeutete einen immensen Aufwand in der Rezeptierung der Restauriermörtel samt Beschaffung der passenden Zuschläge und Bindemittel.

### Westwerk

**D**as Westwerk, auch bekannt als die Wetterseite des Bauwerkes ist die, abgesehen vom Südturm, am meisten beanspruchte Fassade des Domes. So mussten die an den äußeren Ecken positionierten Stifterskulpturen der Katharina von Luxemburg und Rudolfs IV. aus dem 14. Jh. schon im 19. Jh. durch Kopien ersetzt werden, da sie durch Wind, Regen und Frost schon schwer in ihrer Form dezimiert waren. Die Originale befinden sich im Wien Museum.

Doch auch bereits diese Kopien als auch einige noch originale skulpturale Wasserspeier unterhalb der Altane befanden sich in einem fortgeschrittenen Verfallsprozess. Deren Konservierung erfolgte mit der von uns entwickelten Unterdruckmethode (VKV – Vakuum-Kreislauf-Verfahren), die darauf ausgerichtet wurde, Steinkonservierungsmittel tief und durchdringend in den geschädigten Stein zu transportieren, und somit eine langfristige Erhaltung der wertvollen Details zu garantieren. Diese Vakuum-Behandlung wurde auch den Kopien der Stifterfiguren zuteil.

### Südfassade

**I**m Anschluss zur Westfassade folgte die Südfassade mit dem fragilen Friedrichsgiebel. Obwohl man annehmen müsste, dass die Südfassade vom Wetter weniger belastet sei, ist es doch genau Gegenteil. Besonders in den Wintermonaten ist die Südausrichtung am häufigsten von starken Temperaturschwankungen betroffen, in der Fachsprache mit „Frost-Tauwechsel“ bezeichnet.

Mit jeder Phase des Einfrierens und des Wiederauftauens von durchfeuchteten Abschnitten wird im Gestein Stress aufgebaut, was unvermeidlich zu Abplatzungen und Rissbildungen führt. Dieser Fassadenabschnitt mit der Bartholomäuskapelle und dem Singertor nahm einen Zeitraum von vier Jahren in Anspruch (2014–2018).

### Nordfassade

**I**m Vergleich dazu, ist bei den 2022 begonnenen Reinigungsarbeiten an der Nordfassade ein völlig anderes Phänomen anzutreffen. Der vom Schlagregen und direkter Sonneneinstrahlung kaum betroffene Fassadenabschnitt ist umso mehr von schwarzen

Ablagerungen und Verkrustungen betroffen. Der Aufwand der Reinigung ist hier viel höher, jedoch sind tiefreichende Steinzerstörungen seltener, da es diese extremen Temperaturschwankungen nur im geringeren Ausmaß gibt.

Dazu wurde eine sehr aufschlussreiche Studie vom Atominstut der Öst. Universitäten, Prof. Dr. Max Bichler durchgeführt, worin die Zusammensetzung der schwarzen Krusten genau unter die Lupe genommen wurde. Was man landläufig so banal wie „Ruß“ bezeichnet ist eine komplexe Zusammensetzung unterschiedlichster chemischer Elemente und Mineralien. Je nach Exposition zeigen die analytischen Daten sehr deutlich, dass die Entwicklung der Luftverschmutzung mit Hilfe der Konzentrationen verschiedener Elemente in Krusten bekannten Alters nachvollzogen werden kann.

### Aktuelle Arbeiten

**G**anz aktuell werden ab April 2023 die Konservierungsarbeiten am „Straubischen Epitaph“ von 1540 vorbereitet. Es ist die benachbarte Nische neben dem im Jahr 2003 restaurierten „Lackner Ölberg“ von 1502. Diese beiden sehr plastischen Reliefdarstellungen erfordern höchste Sensibilität und vor allem Aufmerksamkeit gegenüber der ursprünglichen Farbfassung – Polychromie. Obwohl die Kunstwerke im 19. Jahrhundert leider sehr „gründlich“ gereinigt wurden, besteht immer noch die Möglichkeit, unterhalb der Schmutzkruste auf versteckte Reste farbiger Gestaltung zu stoßen, die eine virtuelle Rekonstruktion des Farbkonzeptes ermöglichen könnten. Wir werden mit bewährten Methoden, wie dem Ultraschallresonator die dicken schwarzen Krusten lockern um sie dann mit Skalpell und Glasfaserpinseln zu reduzieren. Mit dem Nd:Yag Infrarotlaser werden wir uns schichtenweise an die originale Oberfläche herantasten um dann mit Radieschwämmen und Dentalwerkzeugen die verbliebenen Verschmutzungen und jüngeren Farbaufgaben abzunehmen. Wir wollen keine nackte, totgereinigte Oberfläche hinterlassen, sondern die über Jahrhunderte gealterte Steinoberfläche, mit sämtlichen Hinweisen und Spuren ihrer ursprünglichen Erscheinung erhalten und präsentieren.

Dieses Jahr begehen wir das 25-jährige Jubiläum unserer Aktivitäten am und rund um den Dom von St. Stephan. Ich und mein Team, Projektleiterin Karin Kirschenhofer und Projektleiter Ewald Zederbauer sind dankbar und demütig für dieses Vertrauen in unsere Konservierungsarbeiten, die wir durch ganz spezifischen Methoden, Techniken und Materialien weiterentwickeln konnten. 



Der beliebte Brückenheilige Johannes Nepomuk (\* um 1350 in Pomuk bei Pilsen; † 20. März 1393 in Prag) begegnet uns im Stephansdom an prominenter Stelle – auf der linken Seite neben dem Volksaltar. Dieser Altar dient als Kredenzaltar für die Gaben von Brot und Wein, Wasser, Kelch und Messbuch. Der rechte Kredenzaltar für das Evangelium und die Kerzen enthält eine auf Stuck gemalte Darstellung des heiligen Karl Borromäus. Beide Barockaltäre aus dem ersten Drittel des 18. Jahrhunderts eröffnen das Ensemble des Chorraumes mit dem barocken Chorgestühl hin zum Hochaltar.

Wofür der heilige Johannes Nepomuk steht, wird uns an jeder Brücke aufgezeigt. Sein Martyrium wurde vom eifersüchtigen König Wenzel besiegelt, weil er von diesem standfesten Priester, der auch als Beichtpriester der Königin diente, unbedingt den Bruch des Beichtgeheimnisses verlangte. Dass er seinem priesterlichen Versprechen treu blieb, bezahlte er mit dem Leben: Er wurde in der Moldau ertränkt.

Brücken ermöglichen, dass wir hoffentlich gefahrlos über die teils reißenden Fluten an das andere Ufer kommen. Gefahren in großer Treue abwehren und dazu beitragen, dass Menschen zueinander finden, ist ebenfalls eine Aufgabe für jede und jeden von uns. Brückenbauer zu sein ist elementar für Christen, ganz besonders für einen Priester im höchsten Hirtenamt als Bischof, dessen lateinischer Titel Pontifex bedeutet. Als „Bischof der Bischöfe“ wird jedem Papst der Titel „Pontifex Maximus“ zugeschrieben – ebenso wie „Diener der Diener Gottes“. Doch nicht nur Priester sollen seelsorgerlich Anvertrautes in Verschwiegenheit und Diskretion bewahren. Wie viel Unglück geschieht in dieser Welt im Großen und im Kleinen, wenn wir uns Gerede und Gerüchten hingeben.

Bei jeder Heiligen Messe bete ich auf die Fürsprache des heiligen Johann Nepomuk um einen guten Beitrag zum Brückenbau zwischen den Menschen und Gruppen sowie um die Bewahrung der Reinheit unserer Herzen.

Der böhmische Priester und Märtyrer wurde gerade einmal zwei Jahre vor der Fertigstellung dieses Altars 1723 selig-, sechs Jahre später offiziell heilig gesprochen. Seine Verehrung war also bereits damals enorm.

Mit den besten Segenswünschen aus dem Stephansdom grüßt Sie ihr dankbarer und fürbittender Toni Faber